

Dies ist die bevölkerungsreichste Stadt der Welt. Zwischen 14 und 20 Millionen. Vororte nicht mitgezählt. Die Differenz zwischen diesen beiden Zahlen deckt sich mit der Zahl der Pendler, die jeden Morgen mit den Vorortzügen in die Stadt und abends wieder in die Suburbs strömen. Die Einwohner dieser Stadt bezahlen mehr als 50 % der Einkommenssteuern des gesamten Landes. Weil hier so viele Millionäre wohnen. Obwohl die größten Slums ganz Asiens in dieser Stadt zu finden sein sollen. Und die meisten Prostituierten. Hier einen Tag ohne Luftanhalten zu leben, kommt dem Konsum von zweieinhalb Schachteln Zigaretten gleich. Sagt man.

Man sagt so einiges über diese Stadt, und Bombay, so scheint es, besteht aus Gerüchten. Verbringe einmal einen Abend mit jungen Bombayites und du wirst wenig mehr zu hören bekommen, als wer angeblich bald eine Gehaltserhöhung bekommt und wer wohl vermutlich mit wem geschlafen hat. Glauben – die bestimmte Artikulation dessen, was man glaubt – ist wichtiger als Wissen.

Nach diesem Prinzip funktionieren durchaus auch Journalismus und Polizeiarbeit. Der einer Straftat Verdächtige wird nach der Verdächtigung seinen vollen Namen, die Namen seiner Angehörigen und sein ungeschwärztes photographisches Abbild in der Zeitung wiederfinden. Polizisten erschießen willfährig mutmaßliche Terroristen oder Gangmitglieder. Das gilt nicht als Zeichen der Hilflosigkeit sondern als effektives Arbeiten. Je höher der »body count« desto greifbarer das Heldentum.

Nur wenige Tage nachdem aus Angst vor der Vogelgrippe Zehntausende Hühner gekeult wurden, bewiesen Politiker und Schauspieler ihren Heldenmut bei öffentlichen Brathühnchengelagen. Zumindest über einen der dort anwesenden Politiker stand kurz zuvor noch in der Zeitung zu lesen, dass seiner Hühnerfarm der Bankrott drohe. Business und Heroismus liegen dicht beieinander.

»Deutschland« zeigt sich in Form von Luxusgütern – meist vierrädrig und mit Stern verziert – und eines Buches, das omnipräsent ist: mindestens eine der vielen farbenfroh aufgemachten Ausgaben von »Mein Kampf« auf jedem

\* Philip Widmann ist Student am Hamburger Institut für Volkskunde und absolviert zurzeit gerade ein Praktikum am Goethe-Institut in Bombay.

Büchertisch. Hitler ist Objekt der Heldenverehrung. Er gilt als Sinnbild der Effektivität und Standhaftigkeit.

Bal Thackeray, prominenter Chefdemagoge der hindu-nationalistischen Shiv Sena, beruft sich gern auf den Führer als Vorbild. Verantwortlich (aber nicht verurteilt) ist Thackeray unter anderem für die Unruhen von 1992/93, bei denen seine Anhänger zu Hunderten ihre muslimischen Nachbarn umbrachten. Auch die Umbenennung Bombays in Mumbai, den angeblich ursprünglichen, präkolonialen Namen einer Stadt, die es doch erst seit der britischen und portugiesischen Kolonialherrschaft gibt, geht auf seine Rechnung. Vor seiner Karriere als charismatisches Zugpferd einer quasi-faschistischen Partei hat sich Thackeray sein Geld als Comic-Zeichner verdient. Daher vielleicht die Affinität zum ehemaligen Postkartenmaler Hitler.

Heros Hitler sitzt auch dem jungen Mann im Nacken, den ich auf der Straße kennen lerne. Der Wunsch nach dem starken Mann, der Ordnung in diesem unordentlichen Land schafft, ist stärker als alle historisch-moralischen Argumente meinerseits. »Gandhi war auch kein guter Mensch«, sagt er, »und überhaupt, wenn die Muslime erstmal weg wären. Die sind für uns wie die Juden damals für euch.«

Er hat am Goethe-Institut ein wenig Deutsch gelernt. Sein Traum ist es, indischer Botschafter in Deutschland zu werden. »Dazu braucht man einen starken Willen. So wie Hitler.«

Die hier lebenden Deutschen klagen über fehlende Standards, über Dreck und Gestank und Lärm. Allerdings leben sie – im besten Alter und auf gutbezahlten Posten – zum Ausgleich ein Leben, das ihnen in Deutschland vielleicht peinlich wäre. Ein Leben, das es ihnen gestattet, sich Indien so weit es geht vom Leib zu halten. Mit Maid und Fahrer, Klimaanlage und sauberem Wasser, Essen in Fünfsternehotels und Privatschule für die Kinder. Bedenkt man, dass die Grundstückspreise in Bombay höher sind als in Tokyo oder New York, dann scheint der ehemalige Reihenhausbewohner aus Dortmund in einer 400-Quadratmeter-Wohnung in Juhu, der Prominentenhochburg im Nordwesten, doch reichlich deplatziert. Oder eben gerade nicht, in der verkehrten Welt Bombays.

Der Luxus ist Notwendigkeit. So sagt man mir. Sonst würde man verrückt und krank. Und auf manche Dinge will man ja auch nicht verzichten: Es gibt Mittel und Wege, im Land der heiligen Kühe an echte Rindersteaks zu kommen.

Bombay mit Indien gleichzusetzen wäre ein Fehler. Sicherlich gilt für die Urbs prima in Indis vieles, was für den Rest des Landes auch gilt. Jede Ethnie, jede Religion und jede Form von sozialem Status ist in der Stadt enthalten. Sie mag sich daher Konzentrat oder Abbild nennen lassen, hat aber wie jedes Abbild seine Verzerrungen, seine Leerstellen und seine Grenzen.

Nicht wenige Bombayites würden diese Grenzen gerne physisch und rechtlich realisieren. Sie sehen Bombay als so etwas wie den ungewaschenen und ungezogenen Bruder Singapurs oder Hong Kongs. Ihr Traum ist die Unabhängigkeit von einem milliardenstarken Hinterland, das durch seinen nicht zu stoppenden Bevölkerungsinflux beständig die Belastbarkeit der Inselstadt auf die Probe stellt. Ein Traum von Kontrolle, hauptsächlich.

Ein anderer, nicht weniger von Kontrollphantasien schwangerer Traum, handelt davon, die Stadt den Gesetzen des Dorfes zu unterwerfen. Das ist der Traum der Traditionalisten und Paternalisten. Ein Abgeordneter der derzeit zweitstärksten Partei im Land, der hindu-nationalistischen BJP, verteidigte in der letzten Sunday Times die Zensur des indischen Kinos, indem er folgendes Gegensatzpaar aufstellte: auf der einen Seite *India*, die urbanen, gebildeten, wohlhabenden und westlich orientierten 15 % des Landes. Auf der anderen Seite *Bharat* (der Hindi-Name des Landes) – die dörflich geprägten 85 %. *India*, so seine Argumentation, dürfe *Bharat* seine Freizügigkeit nicht zumuten, sondern müsse sich vielmehr in kultureller Sensibilität üben, um den kommunalen Frieden zu wahren.

Dieser simple Dualismus täuscht darüber hinweg, dass die große Masse sich irgendwo zwischen diesen beiden Polen befindet; dass Dorfleben in der Stadt ebenso reproduziert wird, wie ein vermeintlich urbaner Lebensstil auf dem Land. *Bharat* hält ein Mobiltelefon in der Hand und trägt, sofern männlich, nicht Lungis – das traditionelle Wickeltuch – sondern Hemd und Hose. Er ist in einer arrangierten Ehe verheiratet und sitzt womöglich am Samstag Nachmittag in einem B-Kino, um sich einen koreanischen Softporno (das Plakat wirbt mit Sex, Violence, Modernism) anzusehen. Und *India*? Vielleicht so: College-Absolventin, erfolgreich ins Berufsleben gestartet, verspricht ihrem Boyfriend, nach der Heirat nur noch Saris zu tragen und nach dem ersten Kind den Job aufzugeben.

Wer seinen Chai aus der Untertasse schlürft, gilt als Bauer. Das hat aber noch kaum einen Anzugträger daran gehindert, es trotzdem zu tun.

Auf dem Klappentext des Merve-Bändchens »Über Indien« ist zu lesen: »Der Europäer stellt sich ständig vor eine Alternative: ja oder nein; der Hindu lebt in der Ambivalenz: ja und nein.«

Suketu Mehta, Autor des Buches »Maximum City. Bombay Lost and Found.« verbessert: »This is the country of the No.« Angeboten und versprochen wird alles und noch mehr. »Yass, sirr, yass«, rufen die Straßenhändler mir hinterher und es kommt mir gelegentlich wie Hohn vor. Ich bekomme immer das, wonach ich nicht verlangt habe, wovon ich nie geträumt hätte – äußere ich jedoch einen konkreten Wunsch, heißt es: Geht nicht, gibt's nicht, morgen wieder.

Irgendwann wird mir klar, dass das Einzige, was es hier nicht gibt, die klare Opposition von »ja« und »nein« ist. Sie wird nivelliert durch ein indisches Kopfwackeln, das beides bedeuten kann und großzügig, d. h. zum eigenen Vorteil, interpretiert werden will.

Und was hält das nun alles zusammen? Bombay ist ein Durchlauferhitzer für Träume aller Art (und vielleicht die transitorischste aller Städte; jeder ist auf dem Weg, ob nach Dubai, nach oben, nach Antwerpen oder nur ans andere Ende der Stadt, das beim Ankommen selten so aussieht, wie man es zurückgelassen hat). Was verhindert die große Explosion? Welcher Mechanismus bewirkt, dass zu Beginn jeder Kinovorstellung das gesamte Publikum sich erhebt, den Blick auf die wehende, grün-weiß-orangefarbene Flagge auf der Leinwand richtet und – mehr oder weniger ergriffen – der indischen Nationalhymne lauscht?

Möglicherweise ist es das Bewusstsein der engen Verknüpfung von allem und jedem; im indischen *vernacular*: Masala. Und folglich das Bewusstsein der Unausweichbarkeit des Aufeinanderangewiesenseins: Dass mein Traum von einem Penthouse über der Stadt ein paar Familien aus Bihar oder Uttar Pradesh (die für einen Hungerlohn mein Haus bauen werden) den Traum von einem Leben in der Stadt erfüllt (und sei es unter einer Plastikplane). Dann stehe ich auf meinem Balkon in Malabar Hill, das sicher nicht Manhattan ist (aber umso teurer), und ein paar Meter unter mir spielen die Kinder der Leute, die mein Haus gebaut haben, im Müll. Durch die undichten Fenster dringt der Staub der Stadt (der Grund, warum ich eine Putzfrau anstelle) und manchmal der Geruch von Fäkalien, die das Meer wieder anspült. Diese unvermeidliche Durchlässigkeit der täglich aufs Neue mühsam gezogenen Grenzen bietet wenig Rückzugsräume. Um wenigstens am Schluss dieses Textes einmal in den Volkskunde-Jargon zurückzufinden: Der, die, das Andere ist stets präsent, in allen denkbaren Farben und Formen. Und dazu kommt: Zwar wird die Unterscheidung zwischen dem Eigenen und

dem Fremden auch hier gerne instrumentalisiert, im Allgemeinen erweisen sich binäre Oppositionen aber als weitgehend funktionslos. Trotz und mit Thackeray und Hitler. Die Durchlässigkeit der Grenzen hält die Stadt zusammen. Bombay ist das generelle Wackeln mit dem Kopf.

Philip Widmann  
c/o Institut für Volkskunde  
Bogenallee 11  
20144 Hamburg